

(K)ein Platz für Hochbegabte

Zum neuen Tanzabend „Mozart“ des Mannheimer Ballettchefs Stephan Thoss

Von Isabelle von Neumann-Cosel

Es gibt ein paar bewährte Maßnahmen, bröckelnden Zustrom oder fehlende Akzeptanz beim Tanzpublikum umzukehren – eine davon ist die Verwendung von Musik mit höchstem Beliebtheitsgrad: Pop, Mozart, Bach. Über den Verdacht von derlei Motivation ist der Mannheimer Ballettintendant Stephan Thoss erhaben, seine Tanzsparte erfreut sich so großer Beliebtheit, wie das unter Corona-Bedingungen möglich ist (derzeit dürfen 450 Personen ins Opernhaus). Tatsächlich scheint Thoss gerade ein erstaunliches Abonnement auf das große Haus des Nationaltheaters zu haben – mit der Option auf den Einsatz des Orchesters. Die letzte Spielzeit schloss er mit der leider nur wenige Male gezeigten Kreation „Crescendo“ ab. Der neue Ballettabend „Mozart“ fungiert indessen als Flaggschiff im Spielplan. Er wird bis zum Jahresende zehn Mal gezeigt, sogar am ersten Weihnachtsfeiertag.

Stephan Thoss erzählt nichts Beliebig-Biografisches, sondern liefert ein ganzes Narrativ für Mozarts Mannheimer Zeit. Sie fiel mit dem Gründungsjahr des Nationaltheaters (1777) zusammen und bot die erste Eigenständigkeit für den 21-Jährigen an der Schwelle zwischen Wunderkind und erwachsenen Künstler – auf der Suche nach einer Festanstellung, die ihm zeitweilig verwehrt bleiben sollte. In Mannheim gelang Mozart keine Meisterwerke am Stück wie später in Wien. In der Deutung von Thoss ist es dagegen die Zeit der Selbstfindung, des Erwachsenwerdens für den jungen Künstler, der so gern von der Gesellschaft akzeptiert sein möchte und sich doch nicht die Flügel beschneiden lassen will. Für diesen Konflikt sind Stephan Thoss im ersten, längeren Teil des Abends



Zoufia Choniiazowa, Alexandra Chloe Samion und Lorenzo Angelini (von oben) im Mannheimer „Mozart“-Tanzabend. Foto: Christian Kleiner

wunderbare Bilder gelungen, die den jungen Mozart (Lorenzo Angelini) als phantastisches Energiebündel profilieren. Sein fast quirliges Einnehmen der Bühne, sein schwereloses Federn und sein Innehalten quasi in der Luft machen es ihm schlichtweg unmöglich, Gleicher unter Gleichen zu sein. So hatte er auch in der Gunst des Publikums die Nase vorn gegenüber Joseph Caldo, der dem älteren Mozart mit einer reiferen Präsenz bis zum tragischen Ende Gestalt verlieh.

„Mozart“ ist weniger ein Handlungs- als vielmehr ein Themenballett: Biografische Eckpunkte bieten zwar viele Tanz-Anlässe, aber vertanzte werden keine Geschichten, sondern abstrakte Themen und tiefe Gefühle. Mit wenigen Ausnahmen lösen sich die handelnden Personen nur

kurz aus der Gruppe und verschmelzen dann wieder mit dem Ensemble; Doubles der Figuren und die Verkörperung abstrakter Themen wie „Pech“ oder „Paris, ein Versprechen“ erschweren zudem konkrete Zuordnungen.

Die 17 Tänzerinnen und Tänzer agieren in gleichartigen Kostümen, stilisiert von alltagstauglich bis förmlich. Nur Alexandra Chloe Samion gibt sich eindeutig als zugewandte Mutter zu erkennen; im zweiten Teil – der nach einer kurzen Lichtpause Mozarts Nach-Mannheimer-Zeit bis zum Tod thematisiert – hat Silvia Cassata als Constanze starke Momente. Einzig die beliebte Mannheimer Ballettmeisterin Zoufia Choniiazowa trägt als Verkörperung des dramatischen Schicksals eine passende Diven-Robe.

Wieder einmal beweist sich Stephan Thoss als künstlerischer Tausendsassa, der zusätzlich zur Choreografie für Bühne, Kostüme und Video verantwortlich zeichnet, natürlich auch für die Musikauswahl. Den Orchestergraben hat Jänis Liepiņš, der Erste Kapellmeister des Nationaltheaters, sicher im Griff. Mit Thoss weiß er sich darin einig, Mozart an keiner Stelle aufs Liebliche, Gefällige zu reduzieren. Die Hauptrolle an diesem Abend spielt das Ensemble, das fast durchweg in großer Besetzung agiert, mit hoher Musikalität und in starken emotionalen Bildern. Begeisterter Applaus für 90 fordernde, intensive und durchweg spannende Minuten.

Info: nationalthater-mannheim.de

Zwischen Klang- Wunderwelten

„Black Project“ und 4x4 Frauenchor bei Enjoy Jazz

Von Peter Wiest

Es war ein mehr als gelungenes musikalisches Experiment, das da in der Mannheimer Alten Feuerwache über die Bühne ging beim „Festival für Jazz und Anderes“, wie Enjoy Jazz ja zu Recht heißt. Die sechs Musiker der Mannheimer Formation „Black Project“ hatten sich in Kooperation mit dem Verein „livekultur mannheim“ zusammengetan mit dem 4x4 Frauenchor der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Und ja: Das war dann in der Tat mal etwas Anderes – in einer im besten Sinne des Wortes irren und total mitreißenden Kombination zwischen Klangwelten aus den unterschiedlichsten Genres.

„The Black Project“ ist bekanntermaßen eine Band, die nur zu gerne wandelt zwischen verschiedenen Klangwelten. Auch ohne den „Beistand“ des Frauenchors haben sie mit ihren Bemühungen um eine „Neudefinition des Jazzrocks“, wie sie es nennen, eine wachsende Schar von Fans gewonnen: Mit selbst komponierten Stücken, die oft sehr melodios und manchmal fast melancholisch daherkommen, dann total freie und improvisierte Passagen enthalten, häufig in rockig-fetzig Sphären mit faszinierenden Soli von Gitarren und Trompete übergehen und meist in dann wieder überwiegend melodiose Finali münden mit Passagen, die tatsächlich ins Ohr gehen und dort auch haften bleiben.

Exakt so war es auch in der Alten Feuerwache. Das Ganze wurde garniert mit sinnigen und originellen Sprüchen des Bandleaders Matthias Debus, der die hintergründigen Inhalte der einzelnen Stücke erläuterte, welche von sakralen und weltbewegenden Themen über eine „Öl-Trilogie“ rund um das „schwarze Gold und den Schmierstoff des Kapitalismus“ bis hin zu einem „Balzruf des Pleitegeiers“ reichen.

Noch viel faszinierender werden diese Sound-Collagen allerdings dann, wenn der 4x4 Frauenchor mit auf der Bühne steht. Mit diesem hat sich „Black Project“ für das im November erscheinende Album „Epic Wonderland“ zusammengetan, so dass das Enjoy Jazz Konzert gleichzeitig zur Release-Party wurde. Mit diesem Album ist in der Tat Ungewöhnliches und Großes gelungen, und selbst der Titel trägt nicht: Gemeinsam brechen sie auf ins Wonderland, diese Sängerinnen und Musiker. Erstaunlich dabei immer wieder, wie gut da alles zusammenpasst, perfekt getunt und in die richtige Balance gebracht durch die Dirigentin Heike Kiefner-Jesatko. Dazu dann der austarierte und deutlich hörbar auch auf die Kooperation mit dem Chor ausgerichtete Sound der Mannheimer Project-Jungs. So wächst auf der Bühne zusammen, was zusammen passt: Chorale Klänge hinter beziehungsweise gemeinsam mit einer im besten Sinne avantgardistischen Band.

Während der Performance malte der Künstler Rainer Steve Kaufmann in der Alten Feuerwache live großformatige und nicht nur thematisch faszinierende Bilder, wie sie auch auf dem Cover des „Epic Wonderland“-Albums zu finden sind.

„Hauptsache, wir sind da“

Ein ganz neues Buchmesse-Gefühl: Wo sich vor der Pandemie die Massen schoben, ist jetzt viel Platz

Von Sandra Trauner

Vor Begeisterung wird sogar gesungen: Auf der Frankfurter Buchmesse ist die Wiedersehensfreude groß. Kurz nachdem am Mittwochmorgen die Türen geöffnet wurden, bildeten sich Schlangen am Eingang. Wie am Flughafen mussten die Besucher in langen Reihen in einer kahlen Vorhalle warten, bis sie ihre Dokumente vorzeigen konnten: das elektronische Ticket, den Impf-, Test- oder Genesen-Nachweis, den Personalausweis. Das dauert, schreckt die Fachbesucher am ersten Messetag aber nicht ab.

Über die Flatterbänder hinweg stupen Menschen die Ellenbogen aneinander, winken sich zu, eine Gruppe Italiener stimmt spontan ein Lied an. Die Abstandsmarkierungen am Boden sind eher Makulatur, die Maskenpflicht wird aber tapfer eingehalten. In den Messehallen geht es luftiger zu. Wo sich vor der Pandemie die Massen schoben, ist jetzt viel Platz. Zum einen ist die Zahl der Besu-

cher begrenzt – auf 25 000 pro Tag –, zum anderen wurden die Gänge zwischen den Messständen stark verbreitert.

Insgesamt 2000 Verlage und Unternehmen aus 80 Ländern haben sich in diesem Jahr angemeldet. Mehr als 300 Autorinnen und Autoren stellen ihre Bücher vor, 1400 Veranstaltungen sind geplant. Die Messe ist damit deutlich kleiner als 2019. „Back to Business“, sagt Buchmessen-Direktor Jürgen Boos, „aber noch nicht back to normal“: Die Messe ist wieder im Geschäft, aber es ist nicht wie 2019.

In den großen Hallen sind die Gänge breiter als sonst, es ist großzügiger und luftiger. Wenn man sich bei den Ausstellern umhört, geht es wohl vor allem um zwei Dinge: Flagge zeigen und Lust auf physische Begegnungen. „Uns war es wichtig, ein Zeichen zu setzen: hier zu sein und dem Buch auch die Bühne geben, die

es verdient“, sagt Thorsten Simon, Sprecher des Zwischenbuchhändlers Libri aus Hamburg. „Wir sind selbst gespannt, wie letztendlich die Resonanz ausfallen wird.“

Einen Stock tiefer hat der Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch seinen Stand.

„Ich freue mich in erster Linie riesig, dass wir wieder hier sein dürfen“, meint auch Vertriebsleiterin Sabine Glitza. Natürlich gebe es coronabedingte Einschränkungen, „aber das ist nicht so schlimm. Hauptsache, wir sind da.“

Nach der komplett digitalen Ausgabe 2020 finden aber auch in diesem Jahr noch große Teile der Messe online statt. Fast das komplette Fachprogramm wurde bereits vor der Messe im Netz durchgeführt. Im Gastland-Pavillon Kanadas sind die allermeisten Autoren nur als Video-Projektionen zu erleben. Viele Veranstaltungen werden nur oder zumindest

parallel gestreamt. Und nicht immer klappt das: Kanadas bekannteste Autorin, Margaret Atwood, war bei der Eröffnungsfeier am Dienstag live aus Toronto zugeschaltet, aber kaum zu verstehen, ihre Kollegin Joséphine Bacon gar nicht.

Aber machen solche digitalen Formate die Präsenzmesse dauerhaft überflüssig? Werden manche Verlage künftig auf teure Messestände verzichten? „Die Entscheidung muss jeder für sich selbst treffen. Das ist vielleicht gerade für kleinere Aussteller eine große Herausforderung, die es zu stemmen gilt. Da sind digitale Angebote eine gute Alternative“, sagt Thorsten Simon von Libri. Auch er würde befürworten, „wenn sich das Zweigleisige etabliert, also das Digitale verbunden mit dem Physischen vor Ort.“

Sabine Glitza von Kiepenheuer & Witsch ist sich sicher: „Die physische Messe ist nicht zu ersetzen.“ Und: „Die Leute haben Lust, etwas zu erleben, mitzudiskutieren und rauszugehen.“

Das Online-Angebot ist immer noch üppig

Es begann mit einer Erschütterung

Detlef Junkers neues Buch analysiert 150 Jahre transatlantischer Beziehungen – Im RNZ-Gespräch teilt er seine ganz persönliche Deutsch-Amerikanische Geschichte

Von Daniel Schottmüller

Im Falle von Detlef Junker ist das keine Übertreibung: Amerika schlug wortwörtlich in sein Leben ein. Vier Jahre war er, als 1943, während des Alliiertenangriffs auf Hamburg, eine Bombe auf seinen Heimatort Quickborn fiel. „Direkt in unsere Nachbarschaft“, erinnert sich der 82-Jährige. „Meine Mutter sagte: ‚Das sind die Engländer und Amerikaner.‘“ Es war das erste Mal, dass Detlef Junker dieses Wort bewusst wahrnahm: Amerika. In den 78 Jahren, die seither vergangen sind, sollte es ihn nicht mehr loslassen.

Junker hat in Heidelberg die Schurman-Bibliothek für Amerikanische Geschichte gegründet und einen Lehrstuhl für Amerikanische Geschichte am Historischen Seminar der Uni initiiert. Er hat das von ihm mitbegründete Heidelberg Center for American Studies geleitet. Und obwohl er inzwischen emeritiert ist, präsentiert er an diesem Vormittag im Rundzimmer der Universitätsbibliothek sein neuestes aus einer ganzen Reihe Amerika-Bücher. „Deutschland und die USA 1871 – 2021“ lautet der Titel. Mehr als die Hälfte dieser Zeitspanne hat Junker aktiv miterlebt. Wenn er mit unüberhörbar norddeutschem Einschlag und ausladenden Gesten Anekdoten rund um diese erste Gesamtartstellung von 150 Jahren transatlantischer Beziehungen zum Besten gibt, spürt man das deutlich.



Ein lebendiger Erzähler: Detlef Junker (82). Foto: Philipp Rothe

Amerika ist für den Historiker mehr als ein fernes Land, das er aus der sicheren Distanz seines Elfenbeinturms ins Visier nimmt. Für Detlef Junker ist Amerika auch die Scheibe Weißbrot mit gesalzener Butter und Käse, die ihm ein schwarzer GI 1945 auf dem Marktplatz zusteckte. Oder die heiße Schokoladensuppe, die er 1946 im Rahmen der von US-Präsident Hoover ins Leben gerufenen Schulspeisungen kosten durfte. „Ich hatte so etwas noch nie gegessen“, schwärmt er und seine blauen Augen glänzen.

Ja, als Kind der Nachkriegszeit hat Detlef Junker lange an dem gezehrt, was er in seinem Buch als „utopischen Über-

schuss“ der USA beschreibt: das Gefühl unbegrenzter Möglichkeiten, das gerade in den Fünfziger Jahren über den Ozean zu schwappen schien. Nun ist Junker aber mehr als ein rührseliger Geschichten-erzähler. Acht Jahre hat er selbst in den USA gelebt, davon fünf als Direktor des Deutschen Historischen Instituts direkt im Zentrum der Weltmacht, Washington D. C. Für seine Arbeitsweise fast noch entscheidender: Junkers Karriere begann als Journalist – und als solcher hat er verinnerlicht, Fragen zu stellen.

Stimmte Adenauers Behauptung? War Deutschland ohne seine amerikanischen Freunde den feindlichen Sowjets schutzlos ausgeliefert? Wenn Junkers Amerika-Bild im Kalten Krieg Risse bekam, dann geriet es am 11. September 2001 vollends ins Wanken. Die einstige Schutzmacht, die uneinnehmbare „City Upon a Hill“, offenbarte sich als angreifbar. „Ein Jahr zuvor, im September 2000, habe ich noch mit Heidelberger Studenten im

Rahmen einer Exkursion im Top Restaurant des World Trade Center gegessen“, schildert der Wissenschaftler.

Der aus den Anschlägen resultierenden „War Against Terror“ ist nur einer der Konflikte, die Junkers Buch dominieren. „Darum geht es in der Geschichte: Krieg und Frieden“, fasst er seine Sicht zusammen. Dass Deutschland und die USA dabei nicht immer auf der gleichen Seite standen, wird bereits deutlich, wenn man das dunkelblaue Titelblatt in den Blick nimmt. Da ist kein Rosinenbomber abgebildet, kein von Berlinern umjubelter Kennedy, Reagan oder Obama. Stattdessen sieht man Donald Trump: Mit trotziger verschränkter Armen feixt er einer ungewohnt hilflosen Angela Merkel entgegen. Abgelichtet beim G-7-Gipfel 2018, geben die beiden ein armseliges Bild ab.

In den 15 Kapiteln von „Deutschland und die USA 1871 – 2021“ ergründet der Historiker, wie es so weit kommen konnte? Wie konnte, das, was Junker als „Graben über dem Atlantik“ beschreibt, so weit auseinanderdriften? Seine Antworten hat er auf 332 Seiten zusammengetragen. Sie bestehen aus eigenen Aufsätzen, Artikeln und Vorträgen der letzten Jahre, die der Autor leitmotivisch strukturiert hat. Es geht um die globale Entgrenzung der amerikanischen Außenpolitik, genauso wie die Amerikanisierung Deutschlands in Kultur und Gesellschaft. Erzählt wird das alles in

einer verständlichen Sprache – „ich werde schließlich vom Steuerzahler bezahlt“, scherzt Junker.

Publiziert hat das Werk die Universitätsbibliothek Heidelberg, die das Buch sowohl als Hardcover als auch im kostenfreien E-Book-Format zur Verfügung stellt. „Es ist eines von 120 Büchern, die wir mittlerweile pro Jahr produzieren“, berichtet Veit Probst, Direktor der Universitätsbibliothek und Verlagsleiter von Heidelberg University Publishing, im Rahmen der Buchvorstellung. Im Gegensatz zu anderen Verlagen sei man stolz darauf, eine echte Autorenbetreuung anzubieten, die weit über die Beratung bei Gestaltungsfragen hinaus reicht. Junker hebt besonders das Lektorat hervor, das ihm sehr geholfen habe – gerade bei dem letzten Kapitel des Buches, das er während des Lockdowns zu Papier gebracht hat. „In dieser Zeit hatte ich unser komplettes Wohn- und Esszimmer mit Büchern belagert“, erzählt der Autor. „Meine Frau musste einiges aushalten.“ Herausgekommen ist eine schonungslose Analyse der Obama- und Trump-Jahre. Der Titel ist vielsagend: „Der Niedergang einer imperialen Demokratie.“

Info: Detlef Junker: „Deutschland und die USA 1871 – 2021“. Universitätsbibliothek Heidelberg, 2021, 332 Seiten, 43,90 Euro (über die E-Book-Plattform heiBOOKS kostenlos).